

Leseprobe aus:

Aber erst wird gegessen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Dietmar Bittrich (Hg.)

Aber erst wird gegessen

Schon wieder

Weihnachten mit der

buckligen Verwandtschaft

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, November 2013

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Illustration: Patrick Wirbeleit)

Satz DTL Haarlemmer SD (InDesign)

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 63050 7

Inhalt

<i>Sebastian Schnoy</i> : Die Beschercung verzögert sich um voraussichtlich zehn Minuten	7
<i>Frau Freitag & Frl. Krise</i> : Tolle Ideen	22
<i>Olaf Kraemer</i> : Sad-Eyed Lady of the Lowlands	44
<i>Käthe Lachmann</i> : Zitronat und Orangeat	58
<i>Sören Sieg</i> : Die verlorenen Brüder	80
<i>Carmen Böker</i> : Scholz	98
<i>Markus Flohr</i> : Licht an, Licht aus	107
<i>Christiane Bloch</i> : Buddhas Gans	124
<i>Gunter Gerlach</i> : Es kann nur einen geben	134
<i>Lena Hach</i> : Die heiligen drei Plagen	143
<i>Patrick Salmen</i> : Die kurze Geschichte von einem Stoffschimpansen, Friedrich Nietzsche und dem Fährmann Charon. Und Weihnachten	157
<i>Susanne Mischke</i> : Im Auge des Karpfens	175
<i>Edgar Wilkening</i> : Wie ich am Heiligen Abend Kartentricks lernte	184
<i>Tilman Birr</i> : Dreimal Heiligabend	192
<i>Katrin Grunwald</i> : Würstchen	222
<i>Thore Hoffmann</i> : Warum mein Opa nicht mehr mit mir und ich nicht mehr mit meiner Oma redete	236
<i>Markus Orths</i> : Der Sommelier	247
<i>Malte Welding</i> : Weiche Weihnachten	259
<i>Moritz Volz</i> : Boxing Day	279
<i>Dietmar Bittrich</i> : Weihnachtsbefreiung	287
<i>Die Autoren</i>	315

Die Bescherung verzögert sich um voraussichtlich zehn Minuten

Als Leo und ich aus dem Taxi stiegen, spürten wir, wie dicht Berlin geographisch an Russland lag. Der Eiswind blies auf den wenigen Metern zwischen Auto und Hauptbahnhof den letzten Funken Wärme aus uns heraus. Es war früher Nachmittag am 24. Dezember, und der Wind fand auch einen Weg durch sämtliche fünf Etagen des Bahnhofs, deren höchste wir erklimmen mussten.

«Papa, das ist kalt.»

Das stimmte, aber ich konnte ihn nicht auf den Arm nehmen, da ich schon eine Reisetasche voller Schlafanzüge und «Shaun das Schaf»-DVDs, zwei Tüten vom Kadewe, gefüllt mit Geschenken und Château-Coulon-Flaschen und einen Aluminium-Trolley schleppte.

«Warum geht das nicht?», rief Leo und meinte die Rolltreppe.

«Die ist kaputt.»

«Warum ist die kaputt?»

«Sie ist alt», sagte ich und dachte, dass sie eben nicht alt sei, sondern so neu wie das restliche Gebäude. Bei meiner letzten Reise war der Zug nach Hamburg auf dem obersten Gleis abgefahren, auf dem schönsten Bahnsteig, überwölbt von einem langen Glasdach mit Blick über die Stadt, nun war nur noch ein kurzes Stück von ihm betretbar, dann stand man vor einer Absperrung.

«Hier oben fährt heut jar nichts mehr, det Dach is kaputt, da fallen die Platten runter.»

«Ist das alt?», fragte Leo, aber der Mann in Uniform hörte es nicht, er hatte den Kopf in den Wind gedreht und die Augen zugekniffen.

«Nach Hamburg? Da müssen Sie in den Keller, am besten gleich, bevor hier noch was runterfällt.»

Unten war noch Zeit für eine große Kinderenttäuschung. Leo hatte mich überredet, dass es absolut überlebenswichtig war, aus einem Automaten ein Twix zu ziehen. Man sagt immer, dass man, wenn man Kinder hat, seine eigene Kindheit noch einmal nacherlebt. In diesem Moment stimmte das. Die verdreckten Automaten auf dem Bahnsteig waren für mich über dreißig Jahre aus gutem Grund nicht mehr der Ort, an dem ich mich mit Essbarem versorgte; warum, wurde mir schlagartig klar, als ich knapp über einen Euro für das Twix in den Schlitz gesteckt hatte und Leo erwartungsvoll durch die Glasscheibe schaute. Auf Regalen waren die verschiedenen Riegel in eine vertikale Metallspirale gesteckt, die sich nun zu drehen begann, worauf das Twix immer weiter nach vorne rutschte und schließlich über die Kante fallen sollte. Keine zwei Sekunden später musste ich ein Trauma neu erleben, das mich genau in Leos Alter eine Menge Urvertrauen gekostet hatte. Wenige Millimeter vor der Kante blieb die Spirale stehen und damit auch das Twix, früher Raider genannt, an seinem Platz, eben ohne über die Kante hinab in einen Auffangtrog zu fallen, zu dem man durch eine Klappe hindurch mit der Hand greifen konnte. Er verstand nicht den Ernst der Lage.

«Noch mal!», rief er.

«Auf Gleis 8 fährt jetzt ein ...»

Es gab kein Nochmal. Sicher war es nicht vorbildlich, als Vater wild fluchend auf den Automaten einzutreten, die Scheiben waren wie schon 1974 aus Panzerglas. Ich würde die Firma verklagen und mich mit den Mitteln eines gut vernetzten Erwachsenen wehren, das schwor ich mir, und es dauerte lange, bis Leos Tränen getrock-

net waren. Wenigstens gab es die PEZ-Automaten nicht mehr. In meiner Kindheit hingen sie noch an jeder Ecke und wurden ab irgendeinem ominösem Datum – vielleicht der Ölkrise? – nicht mehr nachgefüllt. Es begann eine Zeit, in der ich immer wieder mal mit dem Rest meines kindlichen Urvertrauens zwanzig Pfennig hineinsteckte und sich nichts rührte. Seitdem bin ich bei allem skeptisch. Was konnte ich für Leo tun? Seine Fragen beantworten, auch wenn er gerade in der anstrengenden Warum-Phase war.

«Warum ist der kaputt?», fragte er.

«Weil es der Firma egal ist.»

«Warum?»

«Weil die nur ihre Kohle machen wollen und es ihnen auch egal ist, wenn Kinder wie du weinen.»

«Warum?»

«Das ist im Kapitalismus so. Die Gemeinen verdienen viel Geld und werden reich, und die Ehrlichen bleiben arm, und das wird sich wohl nie ändern.»

«Warum?»

«Weil sie sich nicht wehren, so wie wir. Unser Geld steckt im Automaten und das Twix auch. Es müsste eine Revolution geben, aber sie wird nie kommen.»

«Warum?»

Es hatte keinen Zweck. Ich ging wieder dazu über, nicht jede Frage zu beantworten, auch wenn das pädagogisch fragwürdig sein soll.

«Nicht immer ‹Hm› sagen», forderte er schließlich im Abteil, und, ja, ich hatte an diesem Tag schon viele Male «Hm» gesagt. Als der ICE der neuesten Baureihe eingefahren war («Der ist nicht alt, oder? Der ist ganz neu, oder?»). Auf dem Weg zu den Plätzen 68 und 69, als er bei jeder Sitzreihe fragte: «Sind das unsere?» Hm, hm, hm, nicht immer «Hm» sagen. Bald würden wir am Hamburger Dammtor auf meine Eltern und meine Frau treffen, die schon als

Unterstützung vor Ort war, und mir wurde bewusst, wie anstrengend es sein würde, wenn wieder alle gleichzeitig redeten. Denn in meiner Familie wurde zwar viel geredet, aber meistens nicht miteinander, sondern durcheinander.

«Na, Kleiner, da bist du ja», würde meine Mutter frohlocken und mein Vater brummen: «Wir müssen schnell los, das Parkticket ist abgelaufen, am Ende schleppen sie uns noch ab.»

Sie: «Ich muss noch schnell zu Wegner wegen der Baguettes, die ich bestellt habe.»

Er: «Zwei Euro für zwanzig Minuten, das ist einfach Wucher. Was ist nur los mit dieser Stadt?»

Dazu käme noch meine Frau.

«Hallo, Schatz! – (kleiner Kuss und Lächeln, routiniert, aber immer noch aufrichtig) – Was ist denn das für ein T-Shirt? Ich hatte doch alles für Leo rausgelegt, das schöne Hemd und die dunkle Jeans?»

«Die von Wegner sind einfach die krossesten. Einmal habe ich welche bei Kamps gekauft, das ist wirklich kein Vergleich. Gib mir deine Tasche. Kein Vergleich! Na, Leo, ich hab für dich 'ne Überraschung zu Hause.»

«Pure Abzocke, als wenn wir nicht schon genug Steuern zahlen.»

«Was für eine Überraschung?»

«Dieses T-Shirt ist völlig okay, wir müssen ihn eh noch mal umziehen. Ist alles im Koffer.» Das wäre ich, an meine Frau gerichtet, und zu meinem Vater: «Bist du nicht Rentner? Seit wann zahlen die Steuern?» Ich hatte mir angewöhnt, in Gesprächen mit meinem Vater nur noch Fragen zu stellen, die seine Position in Frage stellten. Hatte nicht Sokrates auf diese Weise seine intellektuelle Überlegenheit gezeigt? In meinem Fall war es sinnlos, denn kaum war ich bei meinen Eltern, wurde auch mir nicht mehr zugehört.

«Was für eine Überraschung?»

«Allein, was die mit der Mehrwertsteuer einnehmen, die zahle

ich ja wohl auch. Zuletzt fast zweihundert Euro Mehrwertsteuer für diesen Kärcher. Das ist wirklich ein Skandal.»

«Sag die Überraschung!»

«Hast du Leos Schnuffelhasen mit? Nicht? Na, das gibt noch ein Theater heute Abend.»

«Früher hatten wir vierzehn Prozent, ist noch gar nicht lange her, und jetzt ...»

«Wirst schon sehen.»

«Neunzehn!»

«Sag sie jetzt!»

Das Durcheinander von vier Menschen, die einfach ihre Geschichte weitererzählten, egal, ob irgendjemand zuhörte, es irgendwie zu dem passte, was vorher gesagt wurde – es war für mich in diesem Moment nur ein Hintergrundrauschen, eine ferne Melodie, die indes mit jedem Kilometer nach Hamburg gewisser werden sollte. Ich hätte nicht gedacht, dass ich diese mich sonst schnell ermüdende Familiensuppe heute noch sehr vermissen würde. Bis jetzt saßen Leo und ich allein an einem Tisch im Großraumwagen und warteten mit vielen anderen auf die Abfahrt. Als der Zugbegleiter schon seine rote Karte in die Luft hielt, sich die anderen Türen piepend und mit schwerem *Wumms* geschlossen hatten und nur seine geöffnet blieb, sprang noch ein Mann mit einem großen Geschenkpaket in den Waggon und setzte sich an unseren Tisch, gegen die Fahrtrichtung, am Gang. Ein Platz, der nie reserviert wurde und stets bis zum Schluss frei blieb. Er grüßte nicht, er telefonierte, während er mit einer Hand Gepäck auf der oberen Ablage verstaute.

«Sagen Sie Herrn Schwaake, er soll die Verpflichtung auf die Termine in den Vertrag reinnehmen, sonst machen wir das nicht. Die garantierten Termine, die sind wichtig.»

«Warum schreit der Mann so?»

Der Bahnhof Spandau flog an uns vorbei, und mit jedem Kilometer wurde die Netzverbindung schlechter, als müsste der Zug Sibirien durchqueren, aber es waren nur das sibirisch kalte Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern, fast dreihundert Kilometer Strecke, auf der man keinen wirklichen Ort durchquerte, nichts, wo es sich anzuhalten lohnte, bei abendlichen Zügen fast nur einer dunklen Wand entgegenfuhr wie in dem nicht enden wollenden Tunnel in Dürrenmatts gleichnamiger Erzählung.

«Hm.»

«Nicht hm sagen, warum schreit der Mann so?»

«Wahrscheinlich ist die Verbindung schlecht.»

«Ja, sag ich doch. Die Termine müssen sicher sein. Meine Verbindung ist schlecht. Wir fahren jetzt durch den Osten. Den Osten! Ja, auf jeden Fall. Sonst sagen Sie Frau Dahlke, dass ich mich am 27. bei ihr melde. Ein Sonntag? Ja, dann am 28. oder, ach wissen Sie was, das machen wir alles im nächsten Jahr.»

Er atmete durch, als sei das nächste Jahr erst nächstes Jahr, aber es war schon nächste Woche. Leo schaute aus dem Fenster ins Dunkel.

«Wo sind wir?»

«Ich weiß nicht, irgendwo zwischen Berlin und Hamburg.»

Der Mann probierte es noch mal.

«Ach, eins noch, Nicole, ist der Revisionsbericht gekommen? Den muss ich sofort haben. Und wir sollten uns möglichst schnell mit den anderen treffen und das durchgehen, damit wir die richtigen Antworten haben, wenn gefragt wird. Nicole? Frau Huber?»

Der Mann ließ das Handy auf den Tisch fallen, mit einer enttäuschten Geste, als habe es ihn im Stich gelassen. Seine letzten Sätze waren zum Selbstgespräch geworden.

«Die Verbindung ist schlecht», wiederholte Leo.

Und der Mann fragte: «Wie heißt du denn?»

«Leo.»

In Wittenberge hielt der Zug, allein, eine Stadt konnte man im Schneetreiben nicht ausmachen. Stieg überhaupt jemand aus? Lange ging niemand an unserem Fenster vorbei, dann doch noch ein kleiner runder Mann, der einen riesigen mit Gürtel umschlungenen Trolley hinter sich herzog. Es lag Schnee auf dem Bahnsteig, und er zog mit dem Koffer eine Spur hinein, keine Rollenspur, da die Rollen längst blockierten, eher eine Schleifspur. Die Schleifspur eines Neandertalers, der ein erlegtes Wildschwein durch den Wald zog. Dann ging die Fahrt weiter, rauschend durch das Dunkel dieses Dezembernachmittags. Leo las ein Buch mit einer unbekanntenen Piratengeschichte, und kurz nach einer Durchsage mit einer Aufforderung zum Besuch des Speisewagens, in dem es nun heißen Kaffee und zum Beispiel ein Stück Käsetorte gebe, wurde der Zug immer langsamer, bis er schließlich hielt. Auf freier Strecke, wie man so schön sagt. Die Katastrophe hörte sich zunächst nach Routine an:

«Unsere Weiterfahrt wird sich um wenige Minuten verzögern.»

Das war die neue Informationspolitik. Schon die geringste Abweichung vom Fahrplan wurde kommuniziert. Mein Verhältnis zur Bahn ist gelassen, ich bin niemand, der sich ständig aufregt. Dagegen ist mir die Milde ein Rätsel, die die meisten bei Autoreisen haben. Ein «Was? Ihr seid 750 km von München nach Hamburg gefahren und habt jetzt eine halbe Stunde Verspätung? Was war denn da los?» hört man nie. Aber jetzt im Zug dachte sicher jemand: «Was, schon wieder einige Minuten Verzögerung? Jetzt reicht's! Wenn man alle Minuten Verzögerung der Bundesbahn im Jahr zusammenrechnet, wie viele Menschenleben sind das? Können Sie mir das erklären? Häh?» Aber für mich bedeuteten wenige Minuten nichts. Um kurz nach drei waren wir in den Zug gestiegen, um kurz vor fünf würden wir ankommen. Und ob nun um 18 Uhr das Glöckchen für die Bescherung schellte oder wenige Minuten später? Das war mir egal, sofern ich ein Glas guttemperierten Château Coulon in der Hand hielt.

«Wann fahren wir weiter?», fragte Leo.

«Gleich, in wenigen Minuten, hat der Mann gerade gesagt.»

Die anderen Reisenden verwandelten den Waggon in ein Wohnzimmer, gleich auf mehreren Tablets liefen Spielfilme, vor denen Zuschauer mit Kopfhörern konzentriert schauten; an einem anderen Tisch saßen ebenfalls Kinder in Leos Alter und spielten ein Spiel, bei dem jede Minute einmal laut gelacht wurde. Ein Herr, der sich wohl dachte, man könne die gut neunzig Minuten Fahrt einen riesigen Rucksack auf den Beinen behalten, trank eine Dose Bier, und unser Geschäftsmann versuchte mit seinem iPad ins Netz zu gehen, aber auch wenn der Zug hielt, das Netz tauchte nicht auf. Filme hatte er wohl keine zur Entspannung dabei, und so ließ er auch dieses Gerät resigniert auf den Tisch rutschen und schaute aus dem Fenster, wo es nichts zu sehen gab.

«Aufgrund eines technischen Problems wird sich unsere Weiterreise um circa zehn Minuten verzögern.»

Als Vielreisender wusste ich, dass man auf solche Ansagen nichts geben konnte, sobald sie mit einem technischen Problem kombiniert wurden. Die Bahn rückt immer erst nach und nach mit der Wahrheit heraus. Ich habe einmal auf einen Zug gewartet, der drei Stunden Verspätung hatte und dann gar nicht kam. Rein psychologisch ist es am besten so, wie die Bahn es macht. Es werden immer nur zehn weitere Minuten Verspätung eingestanden. Das stärkt die Moral. Jeder mag denken: «Was, noch zehn Minuten später? Aber dann reicht es auch! Also gut, zehn Minuten.» Selbst wenn der Zug entgleist ist, weil Terroristen eine Elbbrücke gesprengt haben, alle Waggons auf der Seite liegen und der Lokführer mit der Brezelverkäuferin getürmt ist, wird der Zugchef dem Schaffner zuraunen: «Sag erst mal ‹Zehn Minuten›.» Die Bahn sollte Gefängnisse betreiben; es wäre gut für die Zufriedenheit der Insassen, wenn sie nicht in der Erwartung eines vieljährigen Aufenthaltes dort ausharren müssten, sondern zunächst mal nur eine Woche, das geht doch

noch, darauf kann man sich einstellen. Was, noch eine Woche? Na gut, aber dann ist hoffentlich Schluss.

«Verehrte Fahrgäste, wegen eines technischen Defekts verzögert sich unsere Weiterfahrt um weitere zehn Minuten.»

Dicke Flocken fielen vor dem Fenster hinab, und trotzdem hatte ich immer die Erwartung, Leo und ich würden heute in Hamburg an einem Sommertag aussteigen. Das lag daran, dass ich das letzte Mal an einem heißen Sommertag dort ausgestiegen war und mein Gewohnheitsgehirn nun davon ausging, auch alle weiteren Tage am Dammtorbahnhof müssten sonnig sein, voller Menschen in T-Shirts und mit langer Schlange vor der beliebten Eisdielen.

Schließlich erklang die sechste Zehnminutendurchsage, was hieß, dass wir schon eine ganze Stunde Halt auf freier Strecke verbrachten. Zwischendurch verbreitete die ebenfalls über Lautsprecher verbreitete Aufforderung zu Kaffee und Kuchen im Speisewagen den Anschein von Normalität. Eine Stunde. Wir würden erst gegen 18 Uhr ankommen, wenn eigentlich das Glöckchen unter dem Weihnachtsbaum klingeln sollte.

Der Geschäftsmann stöpselte sein Handy in die Steckdose und sagte dann mit schräger Falte auf der Stirn: «Sie sind tot.» Er hatte dabei einen bedrohlichen Tonfall, genau den, mit dem in Edgar-Wallace-Filmen nach dem Abheben des Telefonhörers gesagt wird: «Die Leitung ist tot.» Allerdings waren unsere Telefone tatsächlich tot, es gab kein Netz, mit oder ohne Strom, das spielte keine Rolle mehr. Wie lange würde Leo das Spiel mit diesem hüpfenden Ding auf meinem Handy spielen können, bevor auch dort der Saft ausgehen würde?

Eine weitere Durchsage erhöhte die Bedrohungslage: «Verehrte Fahrgäste, wegen des Ausfalls der Kühlung im Speisewagen können wir Ihnen dort nur noch kalte Speisen anbieten.» Obwohl ich mich insgeheim gerne zu den Intellektuellen zähle, brauchte ich lange, bis ich Logik in diese Ansage bringen konnte. Die Küh-

lung fällt aus, und deshalb gibt es nur noch kalte Speisen? Warmes Bier, das hätte ich verstanden. Im Übrigen konnte man in unserer Lage einfach den Inhalt des Kühlschranks neben den Zug in den Schnee legen, wer weiß, wie lange wir noch hier bleiben mussten.

Es war sicher nicht der richtige Moment, unsere Vorräte leichtfertig zu schmälern. Wenn nach einer Woche ein Hungriger in den Speisewagen kommen würde, der zuvor einen Teil der Warteschlange getötet hatte, um überhaupt nach vorne durchzudringen, und dann zu allem entschlossen eine Lasagne bestellte, dann war als Antwort des Kellners sicherlich besser: «Moment, ich gehe kurz nach draußen und schaue unter dem Zug, wir haben ja minus vierzehn Grad, da ist alles noch frisch», als: «Tut mir leid, wegen des Ausfalls der Kühlung können wir die Haltbarkeit der Speisen nicht gewährleisten.»

Neben uns, auf der anderen Fensterseite, saß eine Frau. Sie hatte ihre Pumps ausgezogen, die Füße auf den Sitz hochgelegt und darauf einen Pullover ausgebreitet. In ihrem Rock und der Bluse sah sie schon etwas festlich aus. Vor ihr auf dem Tisch, an dem sich vier Sitze befanden, lag ein in Papier verpackter Blumenstrauß. Sie versuchte zu schlafen, vielleicht das Beste, was man tun konnte, bis wir endlich da waren, aber es wurde kühl im Abteil, und sie zog ihre Jacke wieder an und versuchte sich wie ein Tier vor dem Winterschlaf in die bestmögliche Position zu bringen. Der extrem dicke Kerl, der ebenfalls an ihrem Tisch saß, hatte noch gar nichts mitbekommen, da er die ganze Zeit auf den Bildschirm eines monströsen Notebooks starrte, auf dem irgendein Spiel lief, das sein Gesicht im Sekundentakt mit verschiedenen Farben beleuchtete. Die Frau war schön, er sah es nicht.

«Mir ist kalt», sagte Leo, und ich zog ihm einen Pullover an.

«Oh, Mann, wann fahren wir endlich weiter?», fragte er.

«In zehn Minuten, haben sie doch eben gesagt.»

Es schien, als sei wirklich auch die Heizung ausgefallen, zumindest wurde es immer kälter im Wagen, und es bildete sich Feuchtigkeit an den Scheiben, weil die Luft weniger Wasser speichern konnte. Langsam wurde auch mir die Situation unangenehm. Vielleicht könnte ich mit Leo einfach durch den Wald stapfen, warme Sachen hatten wir. Wenn es ein Dorf in der Nähe gab, konnte man von dort ein Taxi nehmen. Doch was, wenn wir nirgendwo ankämen? Ich dachte an die alte Geschichte, in der ein Vater mit seinem Sohn und einem Pferd im Winter durch den Wald wanderte, und als sich abzeichnete, dass das Kind erfrieren würde, erschlug er mit der Axt das Pferd und legte das Kind in den dampfenden Leib, auf dass es warm bleibe, bis er Hilfe holen konnte.

Wie kam ich nur auf solche Gedanken? Ich hatte doch nicht mal ein Pferd. Vielleicht konnte ich den dicken Typen, der die ganze Zeit am PC spielte, überreden mitzukommen? Nur für den Notfall? Die kleine Dame mit den Pumps würde keine hundert Meter im Wald schaffen, selbst für die geplante Strecke vom Bahnsteig bis zur U-Bahn schien die Schuhwahl sehr gewagt. Dagegen war der Mann mit dem Rucksack geradezu ideal ausgerüstet für einen Notfall. Als Einziger trug er Wanderschuhe, dazu eine Kapuzenjacke von Jack Wolfskin. Er würde auch in einem Rudel Wölfe überleben.

«Ne, näh, jetzt ist auch noch die Heizung im Arsch, was für ein Scheißladen!», rief jemand in unserem Großraumabteil, den ich noch nicht wahrgenommen hatte.

«Scheiße sagt man nicht», sagte Leo zu mir.

«Stimmt, und Arsch auch nicht.»

«Arsch sagt man nicht?»

«Nein, das ist unhöflich.»

Immer mehr Jacken wurden angezogen. Meine Uhr zeigte halb sechs.

«Ich will nicht noch einen Pullover.»

«Zieh ihn an, du hast schon ganz kalte Hände.»

Sobald es ein größeres Problem gibt, ist niemand Verantwortliches mehr zu sehen. Es hätte reichlich Zeit gegeben, die Tickets zu kontrollieren, doch sie blieben ungeknipst und ungeprüft. Erst nach einer internen Durchsage mit einem Buchstabencode, den ich nicht verstand, kam ein Schaffner auf uns zu.

«Was ist das überhaupt für ein Service!?», schrie der Businessmann an unserem Tisch den verschreckten Bahner an.

«Wir stehen hier jetzt geschlagene neunzig Minuten herum, und man sagt uns einfach nicht, warum wir hier stehen. Technisches Problem, technisches Problem, ich möchte wissen, WAS FÜR EIN TECHNISCHES PROBLEM! Das ist doch kein Geschäftsgebaren, so geht man doch nicht mit seinen Kunden um. Ich bin Com-fortkunde, ich habe die Netzkarte, und so etwas wie heute...»

«Warum schreit der Mann so?»

«Er ist mit dem Service nicht zufrieden.»

«Wieso ist die Heizung ausgefallen?», rief einer von hinten.

«Wieso fahren wir nicht weiter? Menno!», sagte Leo.

Der Schaffner schaute einen Moment angstvoll, wartete die Beschimpfungen ab und ging dann wortlos weiter. Er erinnerte an den Kapitän in der Verfilmung des Untergangs der Titanic. Der hatte im Angesicht der Katastrophe auch nicht mehr auf Ansprache reagiert, sondern sich auf seinem Kommandostand eingeschlossen und auf das Wasser gewartet. Würde sich unser Schaffner im Dienstabteil mit dem Vierkantschlüssel einschließen und auf den Kältetod warten? Oder darauf, dass die in Ostdeutschland wieder heimischen Wölfe durchs Fenster kommen und ihn holen würden?

«Papa, mir ist kalt.» Jetzt noch die Jacken, aber mehr hatten wir nicht. Um sechs war definitiv klar, dass die Bescherung in diesem Jahr ausfallen würde. Standen meine Eltern noch am Bahnhof? Was machte meine Frau? Fragen konnte ich sie nicht.

«Verehrte Fahrgäste, hier spricht der Lokführer. Wegen eines

Triebwerksschadens kann unser Zug die Fahrt nicht fortsetzen. Wir warten auf einen Ersatzzug auf dem Nachbargleis. Er wird in circa zehn Minuten eintreffen.»

Im Abteil brandete Applaus auf, der Applaus der Verzweifelten.

«Zehn Minuten», dachte ich, «darauf kann man sich einstellen.» Eigentlich hätten wir um diese Zeit schon mit meiner Familie unter dem Tannenbaum gegessen, durcheinandergeredet und Leo dabei zugeschaut, wie er seine Murmelbahn aufbaut. Ich hätte zu dieser Stunde längst ein Glas Château Coulon in der Hand gehabt. In diesem Moment kramte die kleine Dame gegenüber vier Kerzen aus ihrer Tasche, befreite sie von Geschenkpapier und ließ sich von mir Feuer geben. Sie hat recht, dachte ich und zog den Château Coulon aus der Tüte. Auf meine in den Raum gerufene Frage: «Verzeihen Sie, hat irgendjemand einen Korkenzieher?», kam Leben in den Großraumwagen. Plötzlich wurde überall geraschelt. Der Mann mit den Wanderstiefeln streckte mir ein Schweizer Offiziersmesser entgegen. Er bekam dafür den guten Tropfen in seinen Klappbecher kredenzt. Die kleine Dame ließ sich auf ein Gläschen einladen, das heißt auf einen Schluck, den ich ihr in den Deckel ihrer Thermoskanne goss, der Businessmann schob einen leeren Pappbecher herüber, in dem sich vor langer Zeit einer jener scharfen Bahnkaffees befunden hatte, mit denen man auch prima Möbel abbeizen kann. So stießen wir an, ich mit der Flasche.

«Sag mal, Leo, möchtest du dein Geschenk schon jetzt haben? Das kann hier noch dauern», fragte ich.

«Ja!»

Waren es die Kerzen? War es die Bewegung der Leute? War es der Château Coulon? Oder ging die Heizung wieder? Es wurde mir warm ums Herz. Leos Augen leuchteten angesichts der Kugelbahn. Der Businessmann schien Ingenieur zu sein, er kannte sich mit der Konstruktion von Kugelbahnen bestens aus. Leo ließ sich gerne helfen und nahm Schokolade von der kleinen Dame an.